

„Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wissen wächst der Zweifel“

„Es ist nichts schrecklicher als eine Tätige Unwissenheit.“

Johann Wolfgang Goethe (Maximen und Reflexionen 418,503)

Helmut Martens, Dezember 2004

Das Konzept der „Wissensgesellschaft“ und seine Leerstellen gesellschaftswissenschaftlicher Analyse¹

Abstract:

Der Aufsatz wendet sich kritisch gegen zentrale Thesen des aktuellen Diskurses um die „Wissensgesellschaft“. Abgesehen von Vereinfachungen dieser Aspektwahl beim Blick auf die Moderne und angreifbaren begrifflichen Unschärfen (etwa im Hinblick auf Wissen im Verhältnis zu Information und Wissen als Ressource) wird dabei insbesondere die bei Nowotny u.a. vertretene These der Entleerung des epistemologischen Kerns der Wissenschaften scharf kritisiert. Dagegen wird gerade im Fortschritt der Wissenschaften, und auf seiner Grundlage dem Ende von Wissenschaftsgläubigkeit, eine Chance für eine „primäre Wissenspolitik“ gesehen. Diese Argumentation kann sich an ein Konzept von F. O. Wolfs zur „bioinformatischen Fraktalität“ anlehnen. Zugleich wird bezweifelt, dass von der vereinfachenden Gegenüberstellung von Wissenschaft und Gesellschaft, die für den Diskurs über die Wissensgesellschaft durchgängig charakteristisch ist, ein hinreichendes Konzept der Wiederherstellung des politischen Raums möglich ist, in dem in der Tat allein das von Nowotny u.a. angezielte „robuste Wissen“ erzeugt werden kann, das in Zeiten wachsender Unsicherheit neue gesellschaftspolitische Orientierungen herstellen helfen könnte. Um hier weiterführend werden zu können, müsste der Diskurs über die „Wissensgesellschaft“ u.a. die kultursoziologischen und politikwissenschaftlichen Debatten über die Krise der Politik systematisch aufnehmen. Damit allerdings würden die Verengungen der Aspektwahl „Wissensgesellschaft“ gesprengt.

1. Einleitung

Wissenschaftliche Erkenntnis ist einerseits an den Einsatz wissenschaftlicher Instrumente (Methoden, Theorien, etc.) gebunden, andererseits aber auch im-

¹ Der Aufsatz entstand 2004 vor dem Hintergrund einer damaligen Forschungsdiskussion an der sfs, in der ich mich gegen die Auffassung gewehrt habe, man könne für die weitere Entwicklung der sfs-Forschung gut an das Konzept der „Mode 2 Gesellschaft“ (Nowotny u.a. 1999) anschließen. Eine Veröffentlichung des Manuskripts gelang nicht. Es wurde so zu einer Vorarbeit für das Einleitungskapitel meines Buches „Industriesoziologie im Aufbruch“ (Martens 2007).

mer abhängig von vielfältigen Motiven und Interessen, die in einem außer- oder vorwissenschaftlichen Raum konstituiert sind. Man könnte auch sagen, dass sie damit immer auch an Perspektiven gebunden ist, die nicht vollständig wissenschaftlich begründet sind. Ihr geht eine Perspektivwahl des jeweiligen Beobachters voraus, die von unterschiedlichsten Motiven beeinflusst ist und Entscheidungen, Handeln oder Nicht-Handeln also, einschließt. Mit anderen Worten: Wissenschaftliche Arbeit, wie immer sie institutionalisiert werden mag, findet immer in gesellschaftlichen Kontexten statt² und ihre Konjunktoren werden ganz maßgeblich von außerwissenschaftlichen Akteuren beeinflusst. Sie ist dabei als wissenschaftliche Arbeit an Wahrheitssuche orientiert, auf theoretische Konzepte, Methodenkanen etc. rückbezogen und verpflichtet, aber es geht nicht um absolute Wahrheiten. Sie ist als wissenschaftliche Erkenntnis immer auch beobachterabhängig und kontextgebunden und insofern auch von der Wahl von Perspektiven seitens der Erkennenden abhängig.

Relativität auch wissenschaftlich gesicherten Wissens, Nichtwissen, wachsende Unsicherheit wären hier die Stichworte. Z. Bauman führt uns in seinen Überlegungen über „die Krise der Politik“ (Bauman 1999) in unseren Zeiten der Postmoderne, die er zuletzt als „flüchtige Moderne“ charakterisiert hat (Bauman 2003), eindringlich vor Augen, dass es zu den prägenden Alltagserfahrungen der Menschen im Umgang mit wachsenden Unsicherheiten geworden ist, dass *„die einst felsenfesten Totalitäten (...) nun genauso ungesichert und todgeweiht da(stehen), wie jedes einzelne Leben. Sie kommen und gehen und erscheinen auch, solange sie bestehen, nie fest etabliert; sie sind ihrer selbst nicht sicher, der Vorzüge ihrer Verfassung ungewiss, ohne Kenntnis ihrer Zukunft und ohne Zuversicht.“* (Bauman 1999,63) Diese Erfahrung mit Unsicherheit gilt nicht nur in Bezug auf die Sphären einer fortschreitend entbetteten Ökonomie und sich zunehmend selbst entmachtenden Politik oder in Bezug auf heteronome (Religion) oder autonom-heteronome (Nation, Familie) Strategien des Umgangs mit der Endlichkeit der je individuellen Existenz. Im Ausgang einer wissenschaftsgläubigen Moderne gilt sie gerade auch für die Wissenschaften, die ihren Siegeszug dereinst als legitime Nachfolger der Religion angetreten haben.

Armin Pongs schreibt im ersten Band seines Vergleichs verschiedener Gesellschaftskonzepte unter dem Titel „In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?“: *„Die Ironie (dieser Frage) liegt gerade darin, dass es keine klare Antwort gibt und wohl auch nicht geben kann. Es liegt schlicht und einfach im Wesen von Gesellschaft, dass sie sich nicht kategorisieren und eingrenzen lässt, dass sie*

² Der Aufstieg von Disziplinen und Spezialdisziplinen wie auch ihr Bedeutungsverlust, derzeit für Soziologie (Lepsius 2003) oder Politikwissenschaften (Tudyka 2005) lebhaft diskutiert, haben deshalb immer viel mit der Veränderung solcher gesellschaftlicher Kontexte zu tun. In der aktuellen Debatte um die Krise der Industrie- und Arbeitssoziologie (Schumann 2003, Kühl 2004, Maurer 2004), um ein Beispiel zu nennen, wird das zumeist geflissentlich übersehen. Zu dieser Debatte vgl. Martens 2005b)

vielmehr immer undurchsichtiger und komplexer wird, sich ständig bewegt und wandelt. Und daran wird sich in Zukunft auch nichts ändern.“ (Pongs 1999, 281) Nun kann man mit N. Luhmann fragen, ob eine Beobachtung der Gesellschaft in toto überhaupt möglich ist; aber A. Pongs Akzentsetzung auf deren wachsende Komplexität und Unsicherheit angesichts eines dynamischen Wandels – sie läßt selbst einen systemtheoretisch geprägten Blick auf Gesellschaft erkennen - kann man zustimmen, wenn man ergänzt, dass die starke Emphase auf Bewegung und Wandel (*„Das Hauptmerkmal von Gesellschaft ist ihr Wandel“*, heißt es eine Seite später) erst im Blick auf den seit der Renaissance losgelassenen Prozess der Moderne, der seit dem Anbruch des Zeitalters der Revolutionen von Hegel zuerst auf den Begriff gebracht wurde, ihre volle Berechtigung hat.³

Mit der zitierten Herausgeberbemerkung geht A. Pongs allerdings nicht auf zwei Fragen ein, die sich in diesem Zusammenhang unmittelbar stellen. Dies ist zum einen die Frage danach, wie sich bestimmte, augenscheinlich mit jedweder Entscheidung zur Analyse moderner Gesellschaften verbundene Aspektwahlen begründen, und zum anderen die Frage danach, ob und wie die dabei zugrundegelegten Auswahlkriterien selbst zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Erörterung gemacht werden können. Im Folgenden wird die These vertreten, dass hier immer Wahlentscheidungen für einen bestimmten Blickwinkel auf Gesellschaft seitens der jeweiligen wissenschaftlichen Beobachter erfolgen, in die verschiedene Motive, und zwar auch außer- bzw. vorwissenschaftliche, eingehen, dass diese Entscheidungen allerdings selbst wieder zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Reflexion gemacht werden sollten. Die Relativität wissenschaftlicher Erkenntnis, wenn man so will eine bestimmte Subjektabhängigkeit, wird damit zwar grundsätzlich nicht bestritten, eine gewisse Beliebigkeit der Aspektwahlen aber doch selbst wieder einer kritischen Reflexion im Lichte innerwissenschaftlicher Kriterien (Theoriebezug, Methoden, Akkumulation von Erkenntnissen etc.) unterworfen. Den unbestreitbar gegebenen wachsenden Unsicherheiten zum Trotz würde der Blick so auf Verständigung über und Herbeiführung von wenigstens vorläufigen relativen Gewissheiten und Sicherheiten für die Vielen gerichtet.

Die nachfolgenden Überlegungen zielen nicht zuletzt in dieser Perspektive u.a. auf die Reflexion dieses Zusammenhangs und auf die Frage, in welcher Weise die tiefgreifenden Umbrüche der industriellen Arbeitsgesellschaften, die das Konzept der „Wissensgesellschaft“ auf den Punkt zu bringen beansprucht, für

³ Z. Bauman (2003) verdichtet diese Einsicht, dass „das Verdampfen alles Ständischen und Stehenden“, von dem die Autoren des Kommunistischen Manifests gesprochen haben, „die ganze Zeit der wesentliche Zeitvertreib und die Hauptbeschäftigung der Moderne“ gewesen sei, zu seinem Bild einer „negativen Utopie einer flüchtigen Moderne – zu einer Moderne, die geeignet ist, das Grauen, das wir aus Orwells und Huxleys Alpträumen kennen, in den Schatten zu stellen“ (Bauman 2003, 9 und 23).

diesen Zusammenhang folgenreich sind. In einem ersten Schritt wird am Beispiel unterschiedlicher Beobachtungen des „losgelassenen Prozesses der Moderne“⁴ seit den Tagen der Renaissance die Standort- und Beobachterabhängigkeit des Blicks auf diese Moderne verdeutlicht, wobei der Akzent auf die Unterschiede in der Bewertung seiner Dynamik, immanenten Gerichtetheit oder Offenheit usw. gelegt wird (Kapitel 2). Danach geht es dann um die aktuelle Karriere des Konzepts der „Wissensgesellschaft“. In den Blick genommen werden Ausschnitte der bundesdeutschen und der angelsächsischen Debatte. Diskutiert werden die außerwissenschaftliche Gründe für die aktuelle Karriere des Konzepts und es wird ein erster kritischer Blick auf seine Vereinseitigungen und Leerstellen geworfen (Kapitel 3). Der harte Kern einer immanenten Kritik ist Gegenstand der nachfolgenden Überlegungen. Hier geht es, im Anschluss an die von U. Beck und W. Bonß aufgezeigte Entzauberung der Wissenschaften und die daran anschließenden Debatten um die Vergesellschaftung der Wissenschaften und die Verwissenschaftlichung der Gesellschaft, um die von H. Nowotny u.a. vertretene These einer Entleerung des epistemologischen Kerns der Wissenschaft und die gleichzeitige Radikalisierung der Behauptung ihrer Kontextgebundenheit. Beiden Auffassungen wird energisch widersprochen (Kapitel 4). Danach wird der zweite nach der hier vertretenen Auffassung hoch problematische Punkt der Debatte um die ‚Wissensgesellschaft‘, nämlich die systematische Vernachlässigung der institutionellen Strukturen der alten institutionell verfassten industriellen Arbeitsgesellschaft, systematischer diskutiert. Diese Vernachlässigung hat weitreichende Konsequenzen dafür, wie innerhalb des Diskurses über die „Wissensgesellschaft“ der politische Raum konzipiert wird (Kapitel 5). Das abschließende Kapitel zielt dann darauf ab, den nach der hier vertretenen Auffassung berechtigten Kern des Diskurses über die Wissensgesellschaft herauszuarbeiten und ihn zugleich in einen breiteren Kontext gesellschaftswissenschaftlicher Analyse neu einzuordnen. Entgegen der von H. Nowotny u.a. angezielten Perspektive auf die Gewinnung eines robusteren Wissens geht es im Rahmen der hier entwickelten Argumentation um die nach wie vor behauptete und vielleicht sogar durch neue Chancen gerade infolge kumulativer Erkenntnisfortschritte der Wissenschaften verbesserte Möglichkeit

⁴ Ich verwende diese Formulierung hier in Anlehnung an eine Notiz aus H. Arendts Denktagebuch (Arendt 2003, 563) : „Handeln als Prozess: Gemessen am Herstellen mag Handeln etwas ganz flüchtiges sein; betrachtet man es an sich selbst, hat es umgekehrt eine furchtbare Dauerhaftigkeit: einen Tisch kann ich verbrennen, eine Handlung ist nicht rückgängig zu machen, weil sie einen Prozess losgelassen hat, der sofort unüberschaubar ist – die Welt hat sich sofort in ihrer Gesamtkonstellation verändert.“ In ihren nachgelassenen politischen Schriften korrespondiert dem das in eben diesem Handeln begründete „Wunder der Freiheit“: „Dem Handeln ist es eigentümlich, Prozesse loszulassen, deren Automatismus dann dem der natürlichen Prozesse sehr ähnlich sieht, und es ist ihm eigentümlich einen neuen Anfang zu setzen, etwas Neues zu beginnen, die Initiative zu ergreifen oder, Kantisch gesprochen, eine Kette von selbst anzufangen. Das Wunder der Freiheit liegt in diesem Anfangen-Können beschlossenen.“ (Arendt 1993, 34)

zur Schaffung neuer strategischer Allianzen bei der Sicherung und Herstellung neuer politischer Räume, in denen die Menge der Vielen – also der Wissensarbeiter wie auch der übrigen abhängig Beschäftigten – sich darüber verständigen könnten, welche Art menschlicher Community wir in Zukunft werden wollen (Kapitel 6). Einige Schlussfolgerungen werden danach in knapper Form zusammengefaßt (Kapitel 7).

2. Der losgelassene Prozess der Moderne im Blick philosophischer und gesellschaftswissenschaftlicher Analyse

Im losgelassenen Prozess der Moderne haben sich die grundsätzlicheren Perspektiven auf diesen Prozess wiederholt verschoben. Die Akzentuierung von Wandel, Dynamik, Veränderung von Gesellschaft ist so selbst auch Ergebnis eines Perspektivwechsels, der den Philosophen und später den Sozialwissenschaftlern erst durch den im Zuge der Renaissance losgelassenen Prozess der Moderne nahegelegt worden ist, wobei dieser Blick dann selbst wieder ganz unterschiedlich ausgefallen ist - offenbar nicht zuletzt in Abhängigkeit vom zeitlich definierten Standpunkt der jeweiligen Beobachter:

So sehen wir G. F. Hegel und den deutschen Idealismus im begeistert den Fortschritt begrüßenden Blick auf den zu sich selbst kommenden Weltgeist, das Telos der Geschichte (das dann bei Hegel im preussischen Staat seinen Endpunkt findet), aber wir haben auch den nüchterneren Blick des Aufklärers I. Kant, der – wie H. Arendt sagt, als einziger der damaligen deutschen Philosophen - bis zuletzt der französischen Revolution die Treue gehalten hat und auf der Höhe der naturwissenschaftlichen Erkenntnis seiner Zeit im Blick auf Voraussetzungen und Grenzen des Erkennens und Handelns der Einzelnen fragt: ‚Was können wir wissen? Was dürfen wir hoffen? Was sollen wir tun?‘, oder wir können die Weimarer Klassik hervorheben, die nach Auffassung von E. Krippendorf (2001) als ein Ereignis von europäischem Rang, vergleichbar der italienischen Renaissance, *„für eine andere Moderne“* stand.⁵

Oder wir sehen K. Marx, die umwälzenden Wirkungen der industriellen Revolution und „das Verdampfen alles Ständischen und Stehenden“ vor Augen und Hegel in seinem Verständnis auf die Füße stellend, der den Hegelschen Blick auf die Entfaltung einer immanenten Logik der Geschichte nun nach vorne wendet, im Hinblick auf eine erst zu bewerkstellende Befreiung der Arbeit im Ergebnis eines immanent angelegten historischen Prozesses, der die Gesellschaft als Ganze erst zu einer Arbeitsgesellschaft macht, in der Arbeit (und d.h.

⁵ In Bezug auf F. Schillers Akzentuierung der Kraft der „Einbildungskraft“ zur Öffnung neuer Möglichkeitsräume gegenüber der „Fühllosen Notwendigkeit“ des historischen Geschehens und seine „Erfindung des deutschen Idealismus“ vgl. zuletzt Safransky 2004.

für ihn Lebenstätigkeit, menschliche Praxis) sich nur in "verkehrten", entfremdeten, ausbeuterischen Verhältnissen entfaltet.

Ein Jahrhundert später sehen wir dann H. Arendt, die - nun im (Rück)blick auf eine Geschichte gescheiterter Revolutionen und die Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts – nach den Gründen dieses Scheiterns fragt, welche sie in den Wurzeln der abendländischen politischen Philosophie sucht. Sie problematisiert die von Hegel über Marx bedeutsam gewordene geschichtsphilosophische Betrachtung, arbeitet an einer Refomulierung des Begriffs des Politischen als eines Raums der Freiheit und begreift die Moderne als einen wesentlich durch die Fortschritte einer „*universal*“ gewordenen Wissenschaft und Technik getriebenen und vom menschlichen Handeln losgelassenen Prozess, der immense Potenziale eröffnet, dem aber aus seiner immanenten Logik heraus auch etwas Zerstörerisches eigen ist. Von hier aus formuliert sie in den 1950er Jahren schon grundlegende Fragen, die später die Ökologiebewegung beschäftigen werden.

Heute schließlich, in einer Zeit, in der eine wachsende Zahl wissenschaftlicher Beobachter aus verschiedenen Einzeldisziplinen über einen „Epochenbruch“ diskutiert wird⁶, können wir die – gegen die uns allenthalben begegnende „rituelle Wiederholung der TINA-Phrasen“ (There Is No Alternative) gerichteten - Anstrengungen unseres Zeitgenossen Z. Bauman beobachten. An H. Arendts Politikbegriff anschließend, besteht er hartnäckig, gegen eine nach seiner Auffassung immer wirklicher werdenden negative Utopie der „*flüchtigen Moderne*“ darauf, dass die Soziologen „*erklärend und verstehend durch die für die soziale Ordnung typischen Probleme hindurchsehen*“ (Bauman 2003, 250). Er sieht sie als Experten dafür, „*die Verbindung zwischen objektiver Notlage und subjektiver Erfahrung wieder in den Blick zu bringen*“ (Bauman 2003,247), auch wenn „*Die Mechanismen die das Leben leidvoll und oft unerträglich machen, zum Bewußtsein zu bringen*“, in den Worten P. Bourdieus, „*noch keineswegs (bedeute), sie auszuschalten. Widersprüche sichtbar zu machen, bedeutet nicht sie zu lösen*“ (Bourdieu 1997,825). Unbeschadet einer Krisendiagnose, in der “ (als ein Beispiel genommen) der „*allgemeine soziale Fatalismus angesichts massiver Ar-*

⁶ Eine solche Hypothese wird inzwischen nicht nur im Rahmen des Diskurses um das Ende des fordistischen Regulationsmodells geführt (Lipietz 1993, Aglietta 2000, Castel 2000, Dörre, Röttger 2003). Vom „Epochenbruch“ wird mittlerweile nicht nur im Kontext der Diskussionen um das Ende des fordistischen Regulationsmodells gesprochen (Mit Bezug v.a. darauf zuletzt besonders pointiert Wolf 2004). H. Wiesenhal (1998) hat schon früh von der „Globalisierung als Epochenbruch“ gesprochen (ebenso P. Gärtner 2003), Psychologen wie Soziologen diskutieren das Heraufziehen der Postmoderne als Anbruch einer neuen Epoche (Kuhrana/Müller2003) oder als radikal verändernde „Neuausrichtung der Moderne“ (Bauman 2003), wobei die neue „flüchtige“ der alten „schweren“ Moderne gegenübergestellt und zu einer negativen Utopie verdichtet wird, oder man findet auf der BdWi-Homepage die These vom Epochenbruch sowohl im Hinblick auf das Ende des Fordismus als auch auf die Implosion des Realsozialismus.

beitslosigkeit belege, dass heute auch „Jene Kräfte eingedampft werden, die versuchen, die Frage nach einer anderen Ordnung auf der Tagesordnung zu halten“ (a.a.O.; S. 12) beharrt er geradezu mit Emphase darauf, es sei „die Aufgabe des Soziologen, dafür zu sorgen, dass Entscheidungen wahrhaft frei sind und es für alle Zeit in zunehmendem Maße bleiben“ (a.a.O. S. 252).

Und schließlich haben wir dann nach diesen Philosophen, politischen Philosophinnen und Politikwissenschaftlern die vielen bei A. Pongs versammelten Soziologen, die - zumeist im Blick auf den neuerlichen dynamisierenden Schub von Wissenschaft und Technik im Zeichen einer „bioinformatischen Fraktalität“ (Wolf 2002a)⁷ - mit ganz unterschiedlichen Akzentsetzungen die moderne Gesellschaft in den Blick nehmen (auf funktionale Differenzierung, Postindustrialismus, Risiko, Information, immer noch Arbeit oder aber Freizeit und Erlebnis usw. hin). Ihnen allen ist dabei (mit wenigen Ausnahmen wie etwa bei Sennetts „flexibler Gesellschaft“) der Versuch eines ausgesprochen optimistischen Blicks nach vorne gemeinsam.⁸ Die verschiedenen Aspektwahlen, die da aktuell miteinander wetteifern, sind freilich nicht beliebig. Hinter den zugrunde liegenden Entscheidungen steht gewöhnlich schon der Anspruch, einen ganz besonders bedeutsamen, zukunftssträchtigen Aspekt der dynamischen Veränderungen zu erfassen. Bemerkenswert an der Auswahl von Autoren, die sich in den beiden von A. Pongs herausgegebenen Bänden findet, ist allerdings, dass sich Repräsentanten eines an die Marx'sche Theorietradition anknüpfenden Denkens darunter kaum finden, sieht man einmal von A. Honneth ab – man könnte z.B. an P. Bourdieu denken, vielleicht auch an J. Habermas.⁹

Beginnend mit Daniel Bells postindustrieller Gesellschaft richtet sich der Blick darauf, was nach dem Überschreiten des Gipfelpunkts der industriellen Gesellschaft folgen mag. Wichtig ist ferner, dass es – eben immer noch im Zeichen von Dynamik und Veränderung – etwas ganz Neues sein muss, worauf der for-

⁷ F. O. Wolf zielt mit diesem Begriff auf die Überlagerung und neue Konfigurierung von Forschungsfeldern „in Kernbereichen der wissenschaftlichen Innovationsfront der letzten vierzig Jahre“, wobei er mathematische Ansätze von Chaostheorie oder ‚fuzzy logic‘, angewandte elektronische Datenverarbeitung und biologische Gentechnologie im Blick hat (Wolf 2002a, 3f).

⁸ Der eingangs zitierte Z. Bauman, der den derzeitigen Prozess der Krise der Politik gänzlich desillusioniert analysiert und seine eigenen Anstrengungen, Ansatzpunkte für die Wiederherstellung von Räumen zu finden, in denen politische Kräfte sich erneut mit Gestaltungskraft verdichten könnten, als letztlich „ergebnisloses Ringen“ bezeichnet (Baumann 2000, 16,) nähme sich in der Reihe der von A. Pongs zusammengeführten Autoren schon allein aufgrund seiner wohlthuend skeptischen Haltung als ungemein produktiv irritierend aus.

⁹ Ebenso vermisst man, vielleicht mit Ausnahme von R. Sennet, den gegen ein noch nicht dialektisch gebrochenes Verständnis der Aufklärung gerichteten Blick auf die immer gesellschaftlich umkämpfte Herausbildung von Subjektivität, die v.a. in den nun vorherrschenden systemtheoretisch geprägten Betrachtungen zur „Restgröße“ wird (Baecker 2003).

schende Blick sich richten soll.¹⁰ Mit der Industriegesellschaft verschwindet deshalb (Ausnahme C. Offe) zugleich auch die Arbeitsgesellschaft aus dem Blick. Wer in diesem sozialwissenschaftlichen Diskurs als ein Trendsetter wahrgenommen werden will, sieht sich augenscheinlich genötigt, mit seiner Aspektwahl zugleich immer auch einen entscheidend wichtigen Aspekt der Veränderung von Gesellschaft in den Blick genommen zu haben. Es ist deshalb kennzeichnend, dass H. Nowotny u.a. (1999) von dem „Mode 2“ der Wissensproduktion (Gibbons u.a. 1994) ausgehend bei der „Mode-2 Gesellschaft“ ankommen, die ihren Platz zwischen Wissens- und Risikogesellschaft beansprucht, wobei die „Wissensgesellschaft“ von ihnen – statt der postindustriellen – bei D. Bell und dessen noch ziemlich ungebrochen optimistischem Blick auf den Fortschritt der Wissenschaften festgemacht wird. Die eigene Positionierung fällt so leichter.

Bemerkenswert ist schließlich das auffallend geringe Interesse, das die alten Institutionen der Arbeitsgesellschaft noch auf sich ziehen. Die Theoretiker der reflexiven Moderne interessieren an der „Risikogesellschaft“ (Beck 1986) oder der „modernen Gesellschaft“ (Giddens 2000, 53ff) v.a. die neuen, aus den zerfallenen Traditionen heraus freigesetzten, Individualitäten und bunten Patchworkbiographien, die Chancen der Befreiung von traditionellen Zwängen und vielleicht noch neue Bewältigungsformen in der Bürgergesellschaft.¹¹ Für K. Knorr-Cetina, in den beiden von A. Pongs herausgegebenen Bänden neben H. Willke Repräsentantin des Konzepts der „Wissensgesellschaft“, werden die alten „*autoritätsbasierten hierarchische institutionellen Strukturen*“ in Zukunft ähnlich wie heute der Hochadel nur noch als „*historisches Relikt zu bestaunen*“ sein (Pongs 2000,160). Ihnen gilt folgerichtig schon heute kein besonderes Interesse mehr.

Die vorherrschenden, bei den von A. Pongs präsentierten AutorInnen zur Sprache gebrachten, Aspektwahlen akzentuieren einseitig den Aspekt der Chancen des dynamischen Wandels. Sie haben zugleich eine wichtige Gemeinsamkeit, auf die noch nicht systematisch genug hingewiesen worden ist. Sie wird sichtbar, wenn wir nach der Begründung des Versuchs eines optimistischen Blicks

¹⁰ Wobei diese für die Arbeitsweise der Sozialwissenschaften innerhalb des Wissenschaftssystems m.E. charakteristische Orientierung an den jeweils neuesten Strömungen, um nicht zu sagen Moden an das Goethe-Wort erinnert, demnach es „der törichtste von allen Irrtümern ist, wenn junge gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, das von andern schon anerkannt worden“(Maximen und Reflexionen 391).

¹¹ Auch hier ist der Kontrast zu den Analysen Z. Baumans schlagend. Sie führen ihn, u.a. vor dem Hintergrund der Entbettung ökonomischer Macht und der fortschreitenden Selbstentmachtung der Politik zu der Feststellung: „Die Unsicherheit hat einen Punkt erreicht, an dem sie sich brüsten kann, die Verstandeskräfte kühl kalkulierender Individuen zu ihren treuesten und verlässlichsten Dienern zu zählen“ (S. 40), dann aber auch zu der These: „Privatisierte Unsicherheit trägt viele Masken und zeigt kaum je ihr wahres Gesicht, das man – wie jenes der Medusa – nur auf die Gefahr der Erstarrung hin anschauen kann“ (S. 75).

nach vorne fragen. Er kann sich auf kein Telos mehr stützen, aber er vergegenwärtigt sich zumeist – die Risikogesellschaft ist da eine gewisse Relativierung - auch nicht den Blick auf das (Selbst)Zerstörerische der losgelassenen sozialen Prozesse, von denen die weitere Entfaltung von Wissenschaft und Technik ein Teil ist, der die Moderne mit ausmacht. Der Blick ist statt dessen eher auf die Autopoiesis gesellschaftlicher Teilsysteme gerichtet, als einen nie endenden Prozess von – aus der Perspektive der einzelnen Mitglieder dieser Gesellschaften - sich vervielfältigenden und erweiternden Chancen und Risiken, auf einen offenen Horizont von Möglichkeiten. Es kann einem hier schon in den Sinn kommen, dass Walter Benjamin meinte, nichts habe die Arbeiterbewegung so sehr korrumpiert, wie ihr Fortschrittsglaube.¹² Und im Blick auf die Regeln der Autopoiesis des innerwissenschaftlichen Diskurses, in dem es neben der Wahrheitssuche¹³ immer auch um die ‚Zweitwährung‘ der Reputation geht, kommt einem auch gelegentlich jene ironische Bemerkung H. Arendts, einer der schärfsten Kritikerinnen jeglichen naiven Fortschrittsdenkens in den Sinn, dass Wissenschaft und Religion, weil des gleichen Geistes Kinder, dem Denken gegenüber gleich feindlich eingestellt seien. *„Das Denken entsteht“*, so schreibt sie in ihrem Denktagebuch, *im Element des Nicht-Wissbaren.*¹⁴ (...) *Denn das Denken ist die originale Tätigkeit des Menschen im Felde des Nicht-Wissbaren. (...) Denken, da es nicht wissen kann, ist nicht bedingt durch die Objekte des Wissen-Wollens. Als solches ist es die einzige wirklich ‚unbedingte‘ Tätigkeit und Quelle der Freiheit.*“ (Arendt 2003, 261, Hervorhebungen im Original)¹⁵. Aber diese Bedingungen der Möglichkeit von subjektiver Freiheit werden ja heute im Lichte neurologischer Forschung durchaus strittig gemacht (kritisch dagegen Habermas 2004). Was so aus systemtheoretischer Perspektive bleibt ist die jeweils einzunehmende Beobachterrolle und die Arbeit an Soziologie als einer Naturwissenschaft der Kommunikation (Baecker 2003).

Die theoretischen Debatten seit dem Ende des Planungsoptimismus, der noch bis in die 1980er Jahre hinein reichte, sind in der bundesdeutschen Diskussion zum einen durch die späteren Theoretiker der reflexiven Moderne geprägt. Beck/Bonß (1989) betonen zunächst die „Entzauberung“ der Wissenschaften.

¹² Wobei Marx und einige wichtige theoretische Köpfe der alten, vergangenen Arbeiterbewegung durchaus die reale Alternative von ‚Sozialismus oder Barbarei‘ vor Augen hatten, woraus für die an sie anschließenden Klassenorganisationen allerdings doch die sichere Gewissheit folgte, „mit uns zieht die neue Zeit“.

¹³ Oder auch der Frage, ob es dabei denn überhaupt noch um Wahrheit gehe (vgl. Rorty 1998, Habermas 1999), die sich allerdings, wie schon Aristoteles wusste, immer auch als Streit um Behauptungen reformulieren lässt, die als wahr oder unwahr ausgegeben/angesehen werden.

¹⁴ Und „weil sie des gleichen Geistes Kinder sind, sind Wissenschaft und Religion gleich feindlich dem Denken“ fügt sie im gleichen Zusammenhang nicht ohne Ironie hinzu.

¹⁵ Zur Diskussion im Kontext aktueller Ergebnisse neurologischer Forschung vgl. Zuletzt Habermas (2004).

Mit der Risikogesellschaft (Beck 1986) hebt Beck zwar auf Ambivalenzen der neuen Großtechnologien ab, die noch in D. Bells postindustrieller Gesellschaft eher unkritisch mit ungebrochenen Optimismus gesehen wurden, aber der Blick ist dann doch vor allem auf die Chancen des Neuen, die Befreiung von alten Traditionen und Zwängen gerichtet.

Kritik an den älteren Planungs- und Machbarkeitsvorstellungen findet sich schließlich bei A. Giddens (hier zitiert nach Pongs 1999), der ähnlich wie U. Beck v. a. die Chancen des Neuen akzentuiert, darin wieder, dass er den losgelassenen Prozess der Moderne mit dem der indischen Mythologie entlehnten Bild des zu Tale rasenden Jagannathwagens umschreibt. Man kann auf ihn nur noch aufspringen, wenn man nicht überrollt werden will, auch wenn man nicht weiß, wohin er rollen wird. Eine ähnliche Orientierung wird auch durch die Systemtheorie nahegelegt: Der alte Fortschrittsglaube ist zwar als naiv erkannt und zerstört, aber der losgelassene Prozess der Moderne organisiert sich unausweichlich in den autopoietischen Prozessen seiner Teilsysteme. Ein Primat und eine daraus folgende Steuerungsfähigkeit der Politik werden aus dieser Perspektive heraus strikt ausgeschlossen (Luhmann 1989, Willke 1995, 1999). Lernchancen, aus denen sich so etwas wie Steuerung ergeben könnten, liegen dann allenfalls noch in koevolutionären Prozessen.

Das Problem ist dann nur, dass – im Blick auf die gleichermaßen unscharfe wie eindeutige Kennzeichnung des unsere Gegenwart bestimmenden Prozesses der Globalisierung - aus dieser Perspektive heraus gesagt werden muss, dass Globalisierung etwas ist, „das mit uns geschieht aus Gründen, über die wir Vermutungen anstellen, die wir vielleicht sogar kennen, doch kaum mehr kontrollieren können“, wie Z. Bauman (2000, 34, Hervorhebung im Original) kritisch feststellt und dass eben dieser Prozess Sicherheit, Gewissheit und Schutz für die Einzelnen in Frage stellt. Z. Bauman, der in diesem Zusammenhang im Rahmen seiner Reflexionen über die Krise der Politik auf den neoliberalen Diskurs abstellt, der um so stärker werde, „je weiter die Deregulierung voranschreitet und die politischen Institutionen entmachtet, die sich im Prinzip dem freien Fluss von Kapital und Finanzen entgegenstellen könnten“ (Bauman 2000, 47), verwendet in Bezug auf diesen losgelassenen Prozess der Moderne, in dem die Autopoiesis verschiedener Teilsysteme so wirksam werden kann, weil die Politik Gestaltungschancen preisgibt, ein Bild, das, auch im Blick auf die Bedeutung von Wissenschaft und Technik innerhalb dieses Prozesses, zugleich realistischer und beunruhigender erscheint als das, das Giddens der indischen Mythologie entlehnt hat. Er sagt: „Die heutige Unsicherheit ähnelt dem Gefühl, das Passagiere eines Flugzeugs überkommen mag, wenn sie entdecken, das Cockpit ist unbesetzt und die freundliche Stimme des Piloten lediglich eine alte Aufnahme vom Band“ (ebd. S. 35).

3. Zur Karriere des Konzepts der „Wissensgesellschaft“

Die „Wissensgesellschaft“ macht in dem Angebot von Aspektwahlen derzeit eine besondere Karriere. Dafür lassen sich eine Reihe von Gründen anführen. Wie bei allen zuvor genannten Entscheidungen für die Privilegierung bestimmter Beobachterstandpunkte – und sich daraus ergebender Perspektiven – emergieren sie eher aus den in den Machtzentren der Gesellschaft heraus aufgeworfenen Handlungsproblemen und sind jedenfalls alles andere als Ergebnisse wissenschaftsimmanenter Auseinandersetzungen und Entscheidungen. Die maßgeblichen Gründe für die besondere Karriere des Konzepts der „Wissensgesellschaft“ liegen also im außerwissenschaftlichen Bereich.

Die Karriere des Begriffs der „Wissensgesellschaft“ trägt zunächst dem Umstand Rechnung, dass in der Tat wissenschaftliches Wissen, das zugleich aus den alten Institutionen des Wissenschaftsbetriebes in nahezu alle Bereiche der Gesellschaft ausgewandert ist, einen immer größeren Stellenwert für die weitere Entfaltung der losgelassenen Prozesse gewinnt. In diesem Sinne spricht etwa R. Kreibich (1987) völlig zu recht von einer *Wissenschaftsgesellschaft*.

Die Forderung, den Herausforderungen dieser heraufziehenden „Wissensgesellschaft“ gerecht zu werden, wird vor allem in den Sphären von Wirtschaft und Politik zum Kampfruf in den „Schlachten“ um die Verteidigung von Wirtschaftsstandorten, im „Wirtschaftskrieg“ zwischen den modernen „Wettbewerbsstaaten“ der Triade. Hier suchen die Akteure immer kurzatmiger - im Zeithorizont jährlicher Wirtschafts- und vierjähriger „Wahl-“ Bilanzen - nach Erfolgskonzepten, und hier kann man die „Kriegsberichtserstattung“ über den drohenden Verlust oder den aussichtsreichen Aufbau von strategischen Innovationsvorsprüngen in Wirtschaftspresse und einschlägiger Managementliteratur nachlesen. Und zugleich ist der Begriff der „Wissensgesellschaft“, deren Treiber ja erklärtermaßen die aus den Institutionen der Wissenschaft in die Gesellschaft ausgewanderten Wissenschaften sind, hervorragend dazu geeignet, eben die Bedeutung dieser Wissenschaften für den Erfolg in diesem neuen „Wirtschaftskrieg“ herauszustreichen. Einerseits nimmt sich die Soziologie in ihm zugleich reflexiv und bescheiden zurück, denn *alle* gesellschaftlichen Teilsysteme vollziehen, wie sie sagt, ihre Autopoiesis zunehmend wissenschaftsbasiert. Die Wissenschaften selbst stehen deshalb entzaubert da; aber die Soziologie kann nun die Frage nach den Rückwirkungen dieser Verwissenschaftlichung der Gesellschaft zu einem neuen herausgehobenen Thema erklären. Andererseits benötigen die Akteure in den verschiedenen gesellschaftlichen Teilsystemen aber allesamt immer noch und immer dringlicher wissenschaftliches, und darunter auch sozialwissenschaftliches Wissen, das zunächst einmal, wie auch die Wissensarbeiter selbst, innerhalb des Teilsystems Wissenschaft produziert werden muss. Allerdings geht es bei näherer Inaugenscheinahme doch insbesondere um die

Naturwissenschaften und ihren Stellenwert für neue wissenschaftlich-technische Innovationen im Standortwettbewerb. Eine Politik, die dieses mittlerweile überhaupt nicht mehr nahegebracht werden muss, legt dann ganz folgerichtig vor allem hier den Akzent auf wissenschaftliche Exzellenz und neue Elitenbildung – und deren Ort ist, es kann nicht anders sein, die Eliteuniversität. Hier sollen die geforderten neuen Eliten ausgebildet werden, die dann als Naturwissenschaftler in Großforschungseinrichtungen und in Wirtschaftsorganisationen die Wirtschaftsstandorte verteidigen.

Den verschiedenen Konzepten von der „Wissensgesellschaft“ sind verschiedene Merkmale gemeinsam, die zu Kritik herausfordern. Diese Kritik ist in der innerwissenschaftlichen Diskussion auch artikuliert worden. Dabei geht es zunächst nicht darum, dass die spezifische Aspektwahl, wie jede andere in bestimmter Weise vereinseitigend ist, als sie andere wichtige Gesichtspunkte außer Anschlag lässt. Eher könnte man sagen, dass es um Verzerrungen geht, die mit der einmal getroffenen Perspektivwahl und dann ihrer spezifischen Ausgestaltung eingehandelt werden.

Der Begriff der „Wissensgesellschaft“ legt es zunächst einmal nahe, dass es vor ihrem Aufstieg Gesellschaften gegeben haben muss, in denen Wissen keine annähernd vergleichbare konstitutive Bedeutung hatte. Dies aber ist offenkundig irreführend, denn selbstverständlich beruht die „klassische tayloristische Industriegesellschaft“, von der H. Willke (1999, 269) zutreffend als von einer im Umbruch befindlichen Gesellschaft spricht¹⁶, ebenso auch auf Wissen – und zwar vor allem bereits auf wissenschaftlichem Wissen – wie die vorindustriellen Gesellschaften, die ihr vorangingen und in denen Erfahrungswissen eine größere Rolle spielte.

Wenn es demnach unter dem Begriff der „Wissensgesellschaft“ primär um wissenschaftliches, abstraktes und analytisches Wissen geht, dann stellt sich die doppelte Frage, weshalb dies zum einen mit dem gewählten Begriff des Wissens verdeckt wird und ob mit der gewählten Akzentsetzung dann faktisch eine Abwertung vorwissenschaftlichen Wissens verbunden sein soll. Schließlich wird von verschiedenen Autoren die Rede von Wissen als neuer Produktivkraft (an Stelle von Boden, Kapital und Arbeit) kritisiert (Schick 2002, Peter 2003). Die dann nur allzu rasch folgenden Überlegungen zu einem neuen Wissensmana-

¹⁶ Dass diejenigen Kollegen, die solche neuen Begriffe in die Welt setzen, sich in der Regel vorsichtiger ausdrücken als diejenigen, die sie anschließend zitieren und verstärkt in Umlauf bringen, gehört hier auch zu den immer wieder bestätigten Erfahrungen. H. Willke spricht etwas vorsichtiger davon, „dass wir im Umbruch von der klassischen, tayloristischen Industriegesellschaft sind“ (Willke 1999, 269) und nennt als Indikatoren: (1) die Entstehung „intelligenter Unternehmen“, (2) die „Zunahme von Wissensarbeit“ sowie (3) die „eingebaute Intelligenz“ bei immer mehr Produkten. Weiter spricht er davon, dass „eine Wissensgesellschaft, die auf einer völlig anderen Kernressource aufbaut, nämlich nicht auf Arbeit, Kapital und Land sondern auf Virtualität, Wissen und Expertise beruht, (...) die Politik (fordert), sich zu verändern“ (a.a.O. S. 277) und eine supervisorische Rolle einzunehmen.

gement und die Verwendung eines objektiven Wissensbegriffs sind aus Sicht der gleichen Autoren angesichts des dialogischen, diskursiven, faktischen und intersubjektiven Charakters allen Wissens hoch problematisch.¹⁷

Eine Variante der Wissensgesellschaft, die von H Nowotny u.a. skizzierte „Mode-2 Gesellschaft“, zielt - ausgehend von ihren Analysen zur Vergesellschaftung der Wissenschaften und Verwissenschaftlichung der Gesellschaft mit der Entzauberung der Wissenschaften in der Folge („Mode 2“ der Wissensproduktion) sowie im Blick auf die damit vor allem an die Gesellschaft gerichteten Herausforderungen - sehr stark auf die Schaffung eines neuen politischen Raumes, in dem zukunftsfähiges „robustes Wissen“ zunehmend erzeugt werden müsse. Die Wissensarbeiter in allen gesellschaftlichen Funktionsbereichen werden so als handelnde Subjekte ernst genommen. Für sozialwissenschaftliche Forschung und Beratung, die sich schon immer ihrer sozialen Kontexte sehr bewusst und auf Wirkungen in ihnen aus war, ist das zunächst attraktiv. Aber mit dem Konzept werden große Probleme eingehandelt und die Wissenschaften (und WissenschaftlerInnen) werden zugleich ihrer spezifischen Leistungen und Verantwortung als WissenschaftlerInnen (und nicht bloß WissensarbeiterInnen) entkleidet.

Für WissenschaftlerInnen, die ihrer Wissensarbeit außerhalb des engeren Institutionensystems des Wissenschaftsbetriebes nachgehen, d.h. in aller Regel anwendungsnahe und möglicherweise auch nicht mehr ungebrochen der „Akteursfiktion des wahrheitssuchenden Wissenschaftlers“ folgend (Schiemank 1987), ist das Konzept des „Mode -2“ der Wissensproduktion attraktiv. Sie können sich hier sozusagen an der Spitze einer richtungsweisenden Entwicklung wiederfinden.¹⁸ Es geht diesem Konzept zufolge um die Produktion „robusten Wissens“ in koevolutionären Prozessen, an denen Akteure aus verschiedenen

¹⁷ H. Schick hat vor allem den objektivistischen Wissensbegriff kritisiert, der diesen Konzepten durchgängig zugrunde liegt und gegen alle Tradition der europäischen Philosophie (und alle wissenschaftliche Erkenntnis der modernen Neurologie, H.M.) ignoriere, dass Wissen "immer dialogisch, diskursiv, faktisch und intersubjektiv" sei (Peter 2003,12). Die vornehmlich betriebswirtschaftlich geprägten Debatten um das Wissensmanagement seien daher nicht nur wegen ihres Machbarkeitswahns - der also auch in dieser Debatte mutatis mutandis wieder auftaucht - und der ungeklärten Kontrollproblematik zu kritisieren, sondern vor allem auch wegen einer mangelnden grundlagentheoretischen Diskussion. Der Tendenz nach werde zwischen Wissen und Information nicht angemessen unterschieden und der versuchte Zugriff auf den ganzen Menschen sei für die Betroffenen heikel.

¹⁸ Aus der Perspektive eines Instituts wie z.B. der Sozialforschungsstelle Dortmund, das seit seiner Neugründung 1972 Arbeitsforschung immer schon vor allem im Blick auf deren gesellschaftliche Verwendungszusammenhänge betreibt – einerlei von welchen theoretisch-konzeptionellen Bezugspunkten aus, strukturell marxistischen, phänomenologischen, system- oder institutinentheoretischen (vgl. Martens 1999) – gilt das natürlich erst recht. Seine MitarbeiterInnen können hier ein Konzept aufgreifen, das eben das wissenschaftliche Arbeiten im Blick auf solche Verwendungszusammenhänge stark zu machen verspricht. In diesem Sinne sind dann auch einige neuere Selbstbeschreibungen der sfs zu lesen (vgl. Franz 2003 und 2004).

gesellschaftlichen Teilsystemen beteiligt sind und in denen die VertreterInnen der Wissenschaft nicht länger eine besonders privilegierte Rolle innehaben. Dafür aber geht es in diesem Zusammenhang immer auch um die Praxisrelevanz von Sozialwissenschaft.

Ein gewisses Problem liegt auf dem Feld der Arbeitsforschung allerdings schon darin, dass mit der „Wissensgesellschaft“ der bis dahin zentrale Bezug auf Arbeit etwas schwieriger wird, denn dieses Konzept ist ja doch eher auf eine Dethematisierung von Arbeit hin angelegt. Ein zweites Problem muss man bei näherer Betrachtung darin erkennen, dass die spezifische Leistung von Sozialwissenschaft in den nun als entscheidend behaupteten koevolutionären Prozessen etwas undeutlich wird. Manchmal scheint es, dass nur noch eine Moderatorenfunktion der SoziologInnen als der Experten für das Allgemeine übrig bleibt. Die Aufklärungsfunktion der Soziologie, auf der Z. Bauman mit so viel Emphase insistiert, ist demgegenüber nur noch schwer auszumachen. Will man dieses Problem näher in Augenschein nehmen, kommt man unweigerlich auf den epistemologischen Kern der Debatte, auf den noch näher einzugehen sein wird.

Zunächst ist aber noch auf den deutschen Diskurs zum Thema „Wissensgesellschaft“ einzugehen. In ihm finden wir eine Variante, bei der vor allem auffällt, dass die Diskutanten sich vornehmlich dadurch auszeichnen, dass sie ihre Debatte im Zentrum – und auch ganz im Duktus – des engeren akademischen Diskurses – führen: also des Mode-1. Die Nähe der Diskutanten zur Systemtheorie mag das z.T. erklären. Auch wenn es von diesem Diskurs aus Bezüge zur systemischen Beratung gibt, kann man doch, in vielleicht etwas bössartiger Pointierung, sagen: Der deutsche Diskurs zum Konzept der Wissensgesellschaft, mit dem die Debatte um den „Mode-2“ der Wissensproduktion eng verknüpft ist, ist paradoxer Weise ein Diskurs im Elfenbeinturm.

Die elaborierten Beiträge zu dieser Debatte¹⁹, erfolgen v.a. aus der Perspektive des eher unbeteiligten Beobachters der vermeintlich neu entstehenden „Wissensgesellschaft“. Er scheint als *„wissenschaftlicher Beobachter der sozialen Welt (...) nicht praktisch, sondern nur cognitiv an ihr interessiert (...) sie vielmehr mit demselben detachierten Gleichmut betrachten(d), wie der Physiker seine Experimente betrachtet,“* wie dies A. Schütz einmal formuliert hat (A. Schütz 1972).²⁰ Die Diskutanten legen den Akzent auf die Rückwirkungen von (Na-

¹⁹ Vgl. z.B. D. Baecker in Howaldt u.a. 2003 oder auch den von S. Bösche und I. Schulz-Schaeffer (2003) herausgegebenen Sammelband.

²⁰ Allerdings findet dieses Zitat von A. Schütz noch eine Fortsetzung, die es dann nicht mehr nahe legt, sich auf die Position des Beobachters zweiter Ordnung zurück zu ziehen. Sie lautet: „Soweit aber wissenschaftliche Tätigkeit sozial begründet ist, ist sie eine Emanation unserer menschlichen Natur unter anderen Emanationen und bezieht sich mit Sicherheit auf unser tägliches Leben, das von den Kategorien der Haupt- und Nebentätigkeit, der Arbeit und Muße des Planens und Erfüllens geleitet wird.“ (ebd.)

tur)Wissenschaft auf Gesellschaft, die sie als Beobachter zweiter Ordnung auf theoretisch-konzeptioneller Ebene reflektieren, vornehmlich im Kontext von Annahmen, die auf systemtheoretische Konzepte verweisen. Zugleich fehlt es, soweit ich sehe, an empirischen Untersuchungen, die die Perspektiven der wissenschaftlich Arbeitenden, etwa auf der Ebene primärer Forschergruppen, als Perspektiven von aktiv beteiligten Beobachtern erster Ordnung wirklich rekonstruieren würden. Systemtheorie und Risikodiskurs, sicherlich aber auch so etwas wie ein berechtigter kritischer Reflex auf die Planungseuphorie der 1970er und frühen 1980er Jahre, führen dabei dazu, dass in den empirisch wenig gesättigten Debatten ein starker Akzent auf die nicht intendierten Effekte jeglicher Anwendung neuen Wissens gelegt und das Problem eines zunehmenden Nicht-Wissens stark in den Vordergrund gerückt wird (Baecker 2003). Polemisch könnte man auch sagen: Die Selbstbeschränkung in einer Beobachterrolle als Experte fürs Allgemeine macht SoziologInnen dieser Couleur zu ziemlich uninteressanten Zeitgenossen, die letztlich nur über die Bodenlosigkeit allen wissenschaftlichen Handelns rasonieren, ohne diese wenigstens philosophisch einzuholen.²¹

Gelegentlich ist man in diesem Zusammenhang versucht zu konstatieren, dass eben die systemtheoretisch begründete Beschränkung auf die Position des Beobachters zweiter Ordnung, den soziologischen Beobachter uninteressant machen muss. Da ihn die subjektiven Erfahrungen der beobachteten Akteure (Beobachter erster Ordnung) schon gar nicht mehr wirklich interessieren und der im Ergebnis seiner Beobachtungen vielmehr immer neue Fragen aufwirft, die konkrete Handlungsprobleme immer nur noch komplexer erscheinen lassen, droht er am Ende für die, die praktisch Handeln müssen (in den Sphären von Wirtschaft, Politik etc.), mit dem von ihm angebotenen allgemeinen Reflexionswissen ziemlich uninteressant zu werden – zumal dann, wenn unter dem Etikett der „Wissensgesellschaft“ vor allem über das anwachsende Nichtwissen gesprochen wird, oder neuerdings über die Last des Wissens.

4. Der epistemologische Kern der Debatte

Beide Konzepte weisen aber auch gemeinsame Probleme auf. Sie sind weiter oben bereits berührt, aber noch nicht systematisch entfaltet worden. Es geht dabei um die Frage der spezifischen erkenntnistheoretischen Begründungen für wissenschaftliches Arbeiten oder einfacher – in den Worten von H. Nowotny

²¹ In diesem Zusammenhang, wie auch dem der von Nowotny u.a. aufgeworfenen erkenntnistheoretischen Fragen wäre im Übrigen auf E. Husserls Schrift über die „Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Philosophie“ zu verweisen. Für ihn liegt deren Krisis nicht im Verlust von so etwas wie einem erkenntnistheoretischen Kern, sondern vielmehr im Verlust des Rückbezugs auf die ursprünglichen Alltagserfahrungen der Menschen und er betont die Notwendigkeit dieses Rückbezugs.

u.a. formuliert – darum, ob es noch innerwissenschaftliche Kriterien gibt, nach denen sich gute und verlässliche von schlechter und fragwürdiger wissenschaftlicher Arbeit unterscheiden lässt. Insbesondere H. Nowotny u.a. bestreiten dies rundheraus und sprechen – auch im Blick auf die Naturwissenschaften – von einer „*Entleerung des epistemologischen Kerns der Wissenschaften*“ (Nowotny u.a. 1999, 179ff) Diese Auffassung fordert zu Kritik heraus. Die von den Vertretern der „Mode-2 Gesellschaft“ behauptete Entleerung des epistemologischen Kerns der Wissenschaften ist sachlich unbegründet und im Blick auf die dem Prozess der Moderne inhärenten Probleme irreführend - speziell infolge des darin auch losgelassenen autopoietischen Prozesses wissenschaftlichen Arbeitens.²²

Was zunächst zutreffend ist und woran Nowotny u.a. anknüpfen könnten, ist die These von der Entzauberung der Wissenschaften. Entzauberung der Wissenschaften (Beck/Bonß 1989) bedeutet aber Zerstörung falscher Wissenschafts*gläubigkeit*, also Abstreifen eines Erbeils, das die modernen Wissenschaften mit sich führen, seit sie sich in den Zeiten der Renaissance anschickten, die Religion zu beerben (Reichert 1999). In dieser Entzauberung wird also gerade sichtbar, dass Wissenschaft und Religion „*des gleichen Geistes Kinder*“ sind, und es liegt in ihr gerade deshalb die Chance, die Wissenschaft als Wissenschaft in ihren Besonderheiten, spezifischen Begrenzungen aber auch Leistungen besser sichtbar zu machen. Sie kann also gerade deshalb, und darauf zielt m.E. F.O. Wolfs Argument der bioinformatischen Fraktalität (Wolf 2002a), in ihrer tatsächlichen und spezifischen wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit illusionsloser und realistischer betrachtet und praktisch genutzt werden.²³ Entzauberung bedeutet hingegen keinesfalls, dass damit Methodenkanen, theoretische Modelle, deren Weiterentwicklung und Überprüfung im Zeichen von neu akkumuliertem wissenschaftlichen Wissen etc. erodieren würden oder gar sämtlich hinfällig geworden wären. Dies gilt weder für die Natur- noch für die Gesellschaftswissenschaften.²⁴ Ganz im Gegenteil ist davon auszugehen, dass sich Erkenntnisfortschritte, wie auch, selbstredend, die Aufdeckung neuer Fragen im Prozess wissenschaftlichen Arbeitens kumulativ fortsetzen. Nur deshalb ist es überhaupt möglich, das Wissenschaftssystem als autopoietisches gesellschaft-

²² So wäre aus systemtheoretischer Sicht zu formulieren. Autoren wie R. Kreibich betonen demgegenüber eher noch Verstärkungseffekte des vorherrschenden wissenschaftlich-technischen Paradigmas infolge struktureller Kopplungen von Wissenschaftssystem sowie ökonomischem und politischem System, eine Argumentation, die sich früher und überzeugend ausgearbeitet auch bei O. Ullrich (1981) findet.

²³ Sie schafft also, etwa im Blick auf die bei Z. Bauman diskutierten Fragen, gerade neue und verbesserte Voraussetzungen dafür, dass menschliche Gesellschaften zu autonomen Gesellschaften mit autonomen Individuen werden können (Bauman 2000, 117ff).

²⁴ Für die empirische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland vgl. z.B. v. Ferber 1997.

liches Teilsystem zu konzipieren. Aber deshalb ist es auch möglich auf einem nur begrenzt festen Fundament wissenschaftlicher Erkenntnisse, aber eben doch auf Basis von wachsendem Wissen und nicht von Glauben, im politischen Prozess der Gesellschaft zu besser begründeten Entscheidungen zu gelangen.

Die radikale These der Kontextualisierung von Wissen, wie sie etwa von H. Nowotny u.a. vertreten wird, sitzt demgegenüber- unter dem Vorzeichen eines immer engeren Zusammenrückens der Prozesse der Wissensgenerierung von der Grundlagenforschung bis hin zur praktischen Anwendung - der v.a. der darüber von Beginn an mitgedachten Kontextualisierung seiner Anwendung auf. Mit anderen Worten könnte man auch sagen, dass H. Arendts auf das Zusammenspiel von naturwissenschaftlicher Erkenntnis und kapitalistischer Ökonomie bezogener Satz, „*ich will nicht wissen, warum etwas ist, und auch nicht, wie es zustande kam, sondern: Wie kann ich <etwas> machen?*“ hier seine Gültigkeit beweist – und von H. Nowotny u.a. in überzogener Weise im Hinblick auf eine angebliche Entleerung des epistemologischen Kerns wissenschaftlicher Erkenntnis in anderen Worten reformuliert wird. Selbstredend gilt aber auch noch unter diesen Bedingungen für naturwissenschaftliches Wissen, dass es sich gerade dadurch auszeichnet, dass es universal geworden ist – wortwörtlich in dem Sinne, dass es unsere irdischen Alltagserfahrungen aus der Perspektive des Universums – von der uns keine Erfahrungen zugänglich sind – rekonstruiert und relativiert hat – gerade auch mit der Nach-Newton'schen Physik oder im Zeichen der Erkenntnisse der modernen Biologie, Chaostheorie oder angewandten Informatik.

Die Akzentuierung eines „Mode-2“ der Wissensproduktion und einer „Mode-2“ Gesellschaft sind deshalb in Verbindung mit der Behauptung der Entleerung des epistemologischen Kerns der Wissenschaften zum einen geeignet, einen bedeutsamen Umstand zu verdecken, auf den H. Arendt als politische Philosophin ähnlich nachdrücklich hingewiesen hat, wie die für ihr Denken wichtigen Philosophen M. Heidegger und K. Jaspers, den Umstand nämlich, dass der Prozess der Moderne, insoweit er auf Wissenschaft und Technik gegründet ist, ein losgelassener universaler Prozess ist, der die Entwicklung der modernen Gesellschaften zunehmend geprägt und viele positive Entwicklungen ermöglicht hat, der aus sich heraus aber auch dazu tendiert, irdisches Leben, zu dem wir als endliche Wesen gehören, zu zerstören.²⁵ Zum anderen wird mit der Behauptung

²⁵ In ihrem Denktagebuch finden sich im Sommer 1955 (Arendt 2003, 522 und 524) mehrere Eintragungen, die in diesem Zusammenhang den zerstörerischen Aspekt der Einführung universaler Gesetze in unsere Natur betonen. Hier sei zusätzlich folgendes Zitat angeführt: „Mit den Augen des Universums – durch die Apparatur des Auges (des Teleskops) und die Apparatur des „inneren Auges“ (des Verstandes), die Mathematik des Unendlichen – auf die Erdnatur blickend, fanden wir allen Anlass, unseren erdgebundenen fünf Sinnen zu misstrauen. Wir hatten die Natur zu erkennen nicht vermocht, weil wir, selbst Natur, uns auf unsere natürlichen Organe verlassen hatten. Um die Natur zu erkennen, darf man Natur gerade nicht bleiben. Wir begannen Natur zu erkennen, als wir „universal“ wurden. Da aber die Natur ins

tung eines radikal rekontextualisierten „Mode 2“ aber auch die spezifische Chance unkenntlich gemacht, die in der inzwischen eingetretenen Verwissenschaftlichung der Gesellschaft liegt – und zugleich wird ungewollt der Fortexistenz eines von der Debatte gänzlich unbeeindruckten wissenschaftlichen Arbeitens im alten „Mode 1“ Vorschub geleistet.

F. O. Wolf (2002a) hat in Bezug auf diesen Punkt hinsichtlich der schematischen Unterscheidung der modi 1 und 2 ganz ähnlich argumentiert. Das Konzept der Wissensgesellschaft legt aus seiner Sicht die Versuchung nahe, eine Problemvereinfachung und Entlastung von ‚demokratischen‘ Kommunikationsaufgaben‘ dadurch zu erreichen, dass der Gegenstandsbereich und der Geltungsanspruch einer derartigen sich wissenschaftspolitisch beständig selbst reflektierenden Wissenschaftspraxis beschränkt wird, wie dies gegenwärtig im sogenannten „Modus 2“ wissenschaftlicher Arbeit geschieht. Dabei werde aber weiterhin vom Modus 1 ausgegangen.²⁶ Das sei die eigentliche große Wissenschaft und dort gehe es um Wahrheit/Geltung – und nicht die Notwendigkeit der permanenten selbstkritischen Reflexion. Modus 2 habe sich demgegenüber mit der Produktion plausibler, konkrete Praxis anleitender Orientierungen zu begnügen. Beides sei aber epistemologisch nicht ernsthaft vertretbar. Denn was für Modus 1 und Modus 2 in Frage komme, sei dann nur noch ad hoc mit dem Bedarf politischer Entscheidungsträger nach Beratung zu begründen. Und warum gerade dem Modus 1 (in unkritischem, herrschaftsaffirmativem natur- wie gesellschaftsblinden Einheitsdenken) die Qualität zukommen solle Wahrheitsansprüche zu erheben und zu begründen, während diese einer komplexer verfahrenen Wissenschaftspraxis versagt bleiben sollen, könne eigentlich nur

Universum gefügt ist, ist sie vom Standpunkt des Universums „gemacht“. Als wir Natur zu erkennen begannen, stellte sich sofort heraus, dass wir Natur auch machen können. (Erkennen und Machen, Herstellen, Tun gehören so zusammen wie Handeln und Denken.)“ (Arendt 2003, 536) Dabei ist, was von Menschen erkennend getan wird, einerseits immer an gesellschaftliche Kontexte gebunden – Mit der aufkommenden Renaissance allgemein gesprochen also an den aufkommenden Kapitalismus, die aufkommende Krise der noch herrschenden „heteronomen Strategie“ einer transzendierenden Sinnstiftung des endlichen menschlichen Lebens (Z. Bauman 1999,51ff) im ausgehenden Mittelalter, an die beginnenden Umwälzungen der politischen Verhältnisse und die Erkenntnis und Wahrheit versprechenden neuen Einsichten der Wissenschaften – andererseits aber eben auch an den universellen Charakter der neuen Naturwissenschaften.

²⁶ Deren Stellenwert würden Nowotny u.a. im Zuge ihrer Behauptung einer Entleerung des epistemologischen Kerns der Wissenschaften relativieren, aber dies gilt nur für ihr in diesem Punkt irreführendes Konzept, nicht für den Realprozess. Hier übt sich die sekundäre Wissenschaftspolitik (also die der Akteure ihres institutionellen Kerns) in ihren Anstrengungen um ein ‚public understanding of science‘- ausgehend von einer begründet ungebrochenen Annahme eines privilegierten Wissenszugangs der Naturwissenschaften – und der Ausgang öffentlicher Diskurse auf der agora dürfte – abgesehen von Beschränkungen und Verzerrungen durch überkommene institutionalisierte Macht - in hohem Maße davon abhängen, wie sich darin eine neue primäre Wissenschaftspolitik (also der Akteure in jeweiligen primären Forschergruppen) zur Geltung bringen kann. (Zur Unterscheidung primärer und sekundärer Wissenschaftspolitik vgl. Wolf 2002b.).

noch mit der offenbar als konstitutiv gedachten „Hastigkeit“ der entsprechenden politischen EntscheidungsträgerInnen erklärt, keinesfalls aber begründet werden. Wir kämen so auch von diesem Punkt aus sehr schnell wieder zu Z. Baumans „flüchtiger Moderne“.

5. Die Konzipierung des politischen Raums

Immerhin aber ist die Forderung von Nowotny u.a. weiterführend, die Grenzüberschreitungen zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Teilsystemen stärker in den Blick zu nehmen. Allerdings stellt sich die Frage, ob ihre Vorstellung einer Rückkehr der Wissenschaft auf die *agora* eine hinreichende Antwort auf die Frage ermöglicht, wie wir zu einem „robusten“ und breit geteilten Wissen darüber kommen können, welche Art menschlicher community wir in Zukunft werden wollen (Wolf 2002a).

Hier wird zunächst einmal sichtbar, dass die Autoren sich zwar auf die Systemtheorie N. Luhmanns beziehen, Luhmanns soziale Systeme als autopoietische Systeme dritter Ordnung aber offenbar nicht so apodiktisch setzen, wie dies bei Luhmann selbst geschieht. Es wird zum zweiten nahegelegt, dass das Luhmannsche Konzept der Komplexitätsbewältigung durch Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme, die sich dann autopoietisch weiter entwickeln, für einander Systemumwelten darstellen und unter denen das politische System als einzelnes System keine herausgehobene Rolle mehr beanspruchen könne, kritisch zu überprüfen ist. Dies weist darauf zurück, dass der Begriff der Autopoiesis zwar für biologische Systeme erster und zweiter Ordnung (also Ein- bzw.- Mehrzeller) zwingend ist, für die Analyse der sozialen Welt aber nur im Wege eines Analogieschlusses fruchtbar gemacht werden konnte. Verschiedene „theoriestrategische“ Überlegungen Luhmanns im Hinblick auf die Entfaltung einer geschlossenen Großtheorie werden damit aber problematisch.

Politik wird an dieser Stelle wieder wichtig. H. Nowotny u.a. schließen hier im Grunde an U. Beck's „Erfindung des Politischen“ (Beck 1993) an, beziehen sich dabei aber bewusst auf den der griechischen Polis entnommenen Begriff der *agora*, indem sie kritisch auf die Platonische und Aristotelische Philosophie zurückgehen. Die Argumentation von Nowotny u.a. läuft – kritisch auf Platos Wahrheitsbegriff bezogen und vor dem Hintergrund der irrigen Annahme der Entleerung des epistemologischen Kerns heutiger Wissenschaft – darauf hinaus, dass die heute im Vergleich zum Mob im klassischen Athen so viel besser gebildeten WissensarbeiterInnen sich über das, was als wahr gelten soll bzw. was gemacht werden soll, in einem politischen Prozess verständigen müssen.

²⁷ Mit dem Konzept der *agora* wird deshalb die (Neu)schaffung eines politischen Raums postuliert, dem im Rahmen dieses Konzepts die Rolle zufiele, das für die weitere gesellschaftliche Entwicklung benötigte „robuste“ Wissen zu produzieren. Kritisch zu fragen ist hier allerdings zunächst, wie dabei die Gesellschaft und ihre politischen Institutionen systematisch in den Blick genommen werden. Nowotny u.-a. betonen zwar, es wäre naiv zu meinen, diese *agora* wäre „*devoid of power structures and power struggles. Power certainly matters. Money continues to matter.*“ (S. 211) Aber in der *agora* kämen doch auch viele Elemente des „Mode-2“ der Wissensproduktion zur Geltung. Es findet sich u.a. auch eine kritische Bemerkung zur Rolle der Medien, aber der Akzent wird dann auf die neuen Sozialen Bewegungen gelegt, die Themen erfolgreich gepusht hätten. Ebenso werden die NGOs angesprochen. Die Argumentation bleibt dann auf dieser Ebene stehen. Wie die in alten institutionellen Strukturen befestigte (und verborgene (!) Macht²⁸ Meinungsbildungsprozesse in der *agora* ermöglicht und behindert, bleibt gänzlich undiskutiert.²⁹

Zum zweiten ist aber auch darauf hinzuweisen, dass die Frage nach der (Wieder)Herstellung eines öffentlichen Raumes, gerade auch unter Rückgriff auf den Begriff der *agora* ein anspruchsvolles Programm ist. Es verweist auf eine politikwissenschaftliche Debatte, die an H. Arendt anknüpfen kann und in der aktuell wohl v.a. Z. Bauman (1999, 2003) einen wichtigen und erhellenden Beitrag geleistet hat.³⁰ Dieses Programm muss nicht nur dem Umstand Rechnung tragen, dass einerseits eine fortschreitende Trennung der (ökonomischen) Macht von der Politik zu konstatieren ist, wobei „*die Macht des Kapitals (...) immer ‚irrealer‘ (wird), gemessen an der Bedeutung, die Realität für Menschen besitzt, die nicht zur globalen Elite gehören und wenig Chancen haben sich ihr anzuschließen*“ (Bauman 1999,179). Vielmehr muss ein solches Programm auch

²⁷ Eine differenzierte Antwort auf die Frage, was denn dabei den Kern der heute so unvergleichlich besseren Bildung ausmache, wenn der epistemologische Kern der Wissenschaften, mit deren Fortschritt die moderne Gesellschaft doch so eng verbunden ist, entleert sein soll, bleiben sie allerdings schuldig.

²⁸ Die Institutionentheorie belehrt uns darüber, dass Macht in erfolgreichen Prozessen der Institutionalisierung zugleich immer wirksam ist und verborgen wird (vgl. Rehberg 1994).

²⁹ Und insofern ist der kurze Verweis darauf, dass hier überkommene Machtstrukturen auch zu beachten seien, eigentlich nur legitimatorisch. Es wäre ja auch schlicht naiv, dies zu bestreiten, und für Sozialwissenschaftler schlichtweg unverzeihlich. Der aus meiner Sicht entscheidende Punkt ist aber einmal mehr die grundsätzliche Haltung: „Natürlich gibt es alle diese überkommenen Strukturen auch noch, aber ihnen wenden wir keine besondere Aufmerksamkeit mehr zu. Uns interessiert das Neue, das diese Strukturen schon aus dem Weg räumen oder wenigstens relativieren wird“

³⁰ Nebenbei bemerkt zeigt sich an diesem Punkt besonders deutlich, dass Überlegungen, die angesichts der gegenwärtigen gesellschaftlichen Umbrüche und nicht mehr zu bestreitenden Krise der Politik halbwegs aussichtsreich weiterführend sein sollen, auch der Aufforderung von I. Wallerstein Rechnung tragen müssten, die „gegenwärtige Struktur der Disziplin (...) als ein zentrales Dilemma für die Sozialwissenschaften“ zu betrachten (Wallerstein u.a. 1996) und sie deshalb zu öffnen.

eine Antwort darauf finden, dass die *agora* als die Sphäre, in der sich nach dem Verständnis der alten Griechen in der polis die Sphären des Privaten und des Öffentlichen treffen, heute auch dadurch destruiert wird, dass das Öffentliche in ihr „*seines eigenen separaten Inhalts beraubt*“ wird (Baumann 1999,97) und in unseren alltäglichen Talkshows nur noch aus einer „*Anhäufung privater Schwierigkeiten, Sorgen und Probleme*“ besteht, „*zusammengeschustert*“ ist aus „*individuellen Sehnsüchten nach Beistand*“ (ebd.) für die zugleich aber jede „*Aussicht auf kollektive Mittel (fehlt), die beim Umgang mit individuellen Problemen und ihrer Lösung kollektiv einsetzbar wären*“ (a.a.O. 156). „*Um aus der agora einen geeigneten Ort für autonome Individuen und eine autonome Gesellschaft zu machen, muss man gleichzeitig ihrer Privatisierung und Entpolitisierung Einhalt gebieten*“, argumentiert deshalb Z. Bauman: „*Man muss die Übersetzung des Privaten ins Öffentliche wiederherstellen. Man muss den unterbrochenen Diskurs über das Gemeinwohl - was individuelle Autonomie sowohl erreichbar als auch erstrebenswert sein lässt - wieder in Gang bringen (auf der agora, nicht nur in den Philosophie-Seminaren).*“ (Baumann 1999, 157).

Die Fokussierung auf den Aspekt „Wissensgesellschaft“ und die Gegenüberstellung von Wissenschaftssystem und Gesellschaft produziert infolge der weitgehenden Ausblendung der „übrigen“ gesellschaftlichen Teilsysteme „blinde Flecken“. Die Verzerrungen, die sich aus der Aspektwahl „Wissensgesellschaft“ ergeben, mögen mit den bisherigen Thesen in hinreichendem Maße beschrieben sein. Es ist aber darauf hinzuweisen, dass in mindestens gleichem Maße auch das, was bei dieser Wahl des Blickwinkels systematisch ausgespart wird, geeignet ist, uns für andere, höchst bedeutsame und tatsächlich ablaufende Veränderungen Blind zu machen. Aus einer Perspektive als Arbeitsforscher sind hier insbesondere die Erosion der überkommenen Institutionen der Arbeit und die Zerstörung potenzieller Räume einer neuen Arbeitspolitik zu nennen. Aus einer etwas generelleren politikwissenschaftlichen Perspektive wäre, dieser Kritik entsprechend, also danach zu fragen, wie eigentlich in der von Novotny u.a. vertretenen Variante des „Mode –2“ der Wissensproduktion und der „Mode-2 Gesellschaft“, der öffentliche Raum, die *agora* also, realistisch gedacht und konzipiert werden kann.³¹

Gegenüber dem Mainstream der Diskussion über die „Wissensgesellschaft“ ist nach der hier vertretenen Auffassung unbedingt darauf zu bestehen, die in anderen gesellschaftlichen Teilsystemen institutionalisierten Strukturen, in denen Macht legitimiert und verdeckt wird – u.a. auch auf Basis und unter Nutzung der bis zum Scheitelpunkt der Entwicklung der industriellen Arbeitsgesellschaften

³¹ Dies ist dann die Frage gewesen, die im Blick auf wichtige Akteure der unter krisenhaftem Anpassungsdruck stehenden Arbeitsgesellschaft, in der wissenschaftliches Wissen und Wissensarbeit weiter an Gewicht gewinnen, im Zentrum der zweiten Tagung des Forums Neue Politik der Arbeit über „Wissenspolitik und Arbeitspolitik“ gestanden hat. Ein Tagungsbericht hierzu findet sich bei Paust-Lassen (2004).

entfalteten wissenschaftlichen Erkenntnisse - im Blick zu behalten und nicht vorschnell als „historisches Relikt“ zu betrachten. Auch wenn es in der Tat Gründe dafür gibt, in der heutigen Zeit - in der 80 Prozent aller Wissenschaftler leben, die jemals auf diesem Planeten gelebt haben, und in der viele zu wissenschaftlicher Arbeit ausgebildete Wissensarbeiter aus dem engeren Wissenschaftssystem in andere gesellschaftliche Teilsysteme, vor allem das der Wirtschaft und der Politik, ausgewandert sind – das damit – mit den Fortschritten der Wissenschaften also (!) – immens angewachsene Reflexionspotential in den Blick zu nehmen, so ist es doch gänzlich unangebracht, darüber den gesellschaftsanalytischen Blick grob vereinfachend auf eine Beziehung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zu verkürzen.

Vielmehr sind gerade die Gesellschaftswissenschaftler³² gehalten, in kritischer Anknüpfung an die Angebote der Systemtheorie die wechselseitigen Bezüge der verschiedenen gesellschaftlichen Teilsysteme in ihrer Bedeutung für den gesellschaftlichen Prozess insgesamt im Auge zu behalten. Tut man dies, so kann man überhaupt nicht bestreiten, dass gesellschaftliche Anerkennung, soziale Integration und Teilhabe am politischen Gemeinwesen in den entwickelten, zunehmend (post), industriellen Gesellschaften nach wie vor entscheidend an die Teilhabe am Erwerbssystem gebunden sind, die zugleich durch institutionell nicht bewältigte Folgen des technisch-wissenschaftlichen Fortschritts in Frage gestellt wird. Insofern bleibt die Krise einer zunehmend weniger fordistisch geprägten Arbeitsgesellschaft, die die neoliberale Konterrevolution (Zinn 2004) zunehmend in eine reine Marktgesellschaft zu verwandeln sucht (Scholz u.a. 2004), ein gesellschaftspolitisches Thema ersten Ranges. Ohne auf seine Lösung zu reflektieren, wird eine Bewältigung der anderen immanenten Widersprüche der wissenschaftlich-technischen Entwicklung, die etwa mit dem Begriff der Risikogesellschaft bezeichnet sind, nicht möglich sein.³³

³² Und spätestens an dieser Stelle ist zu unterstreichen, dass bei entsprechenden problemorientierten Zugängen Transdisziplinarität gefordert ist und die spezialisierten Blickwinkel einzelner Fachdisziplinen zu problematisieren sind. Im Anschluss an den Bericht der Gulbenkiankommission (Wallerstein u.a.1995) zur Neustrukturierung der Sozialwissenschaften angesichts ihrer nationalspezifisch unterschiedlichen fachlichen Ausdifferenzierungen in den hochentwickelten westlichen Ländern des 19. Und 20. Jahrhunderts hat I. Wallerstein bekanntlich im Blick auf Einzeldisziplinen wie Politikwissenschaften, Soziologie, Volkswirtschaftslehre dazu aufgefordert, „die Sozialwissenschaften kaputt zu diskutieren“.

³³ Und nebenbei bemerkt kann eine solche Reflexion auch darüber belehren, dass manche vermeintlichen Indikatoren für das Aufkommen einer neuen „Wissensgesellschaft“ – etwa eine starke Zunahme der Patentierung von Wissen – vor allem Ausdruck von Krise und Reorganisation industrieller Produktion sind, wie U. Jürgens (2003) überzeugend am Beispiel der Au-

6. Primäre Wissenspolitik als ein Ansatzpunkt der Rückeroberung der Agora

Im Hinblick auf ein angemesseneres Verständnis des losgelassenen Prozesses der Moderne in Bezug auf Eingriffspunkte zu dessen gestaltender Beeinflussung ist es also wichtig, gerade diese anderen Teilsysteme und die historisch ausgebildeten institutionellen Strukturen, in denen sich Entscheidungsmacht dort tatsächlich konzentriert hat, weiter im Blick zu behalten. Sie sind noch weit davon entfernt als „historisches Relikt“ betrachtet werden zu können. Primäre Wissenspolitik (Wolf 2002a) wäre allerdings auch im Hinblick darauf als der real wichtige Kern des Diskurses über die vermeintlich heraufziehende „Wissensgesellschaft“ zu entfalten. Damit kämen dann aber auch die handelnden individuellen gesellschaftlichen Subjekte in Gestalt der modernen „WissensarbeiterInnen“ in einer anderen Weise und systematischer als nicht auszusparendes Moment eines wirklich tragfähigen Konzepts in den Blick, das wieder auf Chancen eingreifenden Handelns in vermeintlich allein als autopoietisch zu verstehende soziale Prozesse hin angelegt ist .

F.O. Wolf (2002a) hat ausgehend von einem Konzepte der bioinformatischen Fraktalität argumentiert, dieses ermögliche es (unter bestimmten Bedingungen), eine begrenzte „Verwissenschaftlichung“ der aus „spontanen Philosophien“ gespeisten primären Wissens- und Wissenschaftspolitik³⁴ von WissenschaftlerInnen zu leisten. Ein Typus wissenschaftspolitischer Supervision auch kreativer WissenschaftlerInnen werde damit entwickelbar. Dies meint eine kontrollierte und argumentativ geführte Auseinandersetzung darüber, „*welche Art von menschlicher community innerhalb der gesellschaftlichen Naturverhältnisse wir letztlich zu werden und zu sein wünschen*“ (Wolf 2002a, 6). Dies wäre, wie er weiter feststellt, zugleich ein entscheidender Schritt zur Überwindung fast aller bisherigen Formen einer demokratischen Wissens- und Wissenschaftspolitik, würde über bisherige Formen einer Technologiefolgenabschätzung weit hinausgehen. Genau entgegengesetzt zu der Argumentation bei H. Nowotny u.a. wird hier also von einem weiter gefestigten epistemologischen Kern ausgegangen, der einer wachsenden Zahl von Wissenschaftlern und Wissensarbeitern

tomobilindustrie nachgewiesen hat (S.a. Paust-Lassen 2004, 291). Nicht so sehr die Produktion neuen technischen Wissens als vielmehr das Outsourcen von Produktions- und Entwicklungsbereichen und neue Formen ihrer Vernetzung machen eine verstärkte Patentierung von technischem Wissen notwendig.

³⁴ Diese Unterscheidung von primärer und sekundärer, analog zu der von primärer und sekundärer Arbeitspolitik (Wolf 2001, 229f), läuft im Hinblick auf die Prozesse der Finanzierung und Verwendung neuer wissenschaftlicher Arbeiten auf eine Unterscheidung von konstituierender und konstituierter Politik hinaus: „‘Primäre Politik‘ ist demnach als ‚konstituierende Politik‘ zu begreifen, die Sachzwänge im Hinblick auf ihre Voraussetzungen hinterfragt und damit auf ihre Veränderbarkeit hin praktisch relativiert. Umgekehrt ist eine ‚sekundäre Politik‘ eine ‚konstituierte Politik‘, die entsprechenden Sachzwängen unterliegt, die sie nicht relativieren kann oder will“ (Wolf 2003, 4).

zugänglich ist. Bei diesem so verstandenen Prozess der Entfaltung bioinformatischer Fraktalität geht es dann um ein erneuertes Verständnis schöpferischer Systemprozesse auf irreversibel zu begehenden, eher unter- als überdeterminierten Entwicklungspfaden.

F. O.- Wolf vertritt in diesem Zusammenhang die weitere These, dass es so vor allem möglich wird, *„Bedingungen für schöpferische Neuerungen selbst so weit zu erkennen, dass bewusste kreative Entwicklungen bewusst verstärkt werden können.“* Damit rücke die Problematik der inneren Dynamik und kontextualen Voraussetzungen kreativer Innovationsprozesse in den Vordergrund. Die Widersprüchlichkeit zwischen autopoietischer Netzwerkorganisation wissenschaftlichen Arbeitens und alten Herrschaftsstrukturen (nicht nur) im Wissenschaftssystem würden sichtbar (Reputation, alte und junge Wissenschaftler, Forschungsförderung, Drittmittelabhängigkeit). Er wendet sich von daher gegen innerwissenschaftliche Formen der Dethematisierung primärer Wissenschaftspolitik und der Blockierung von Chancen ihrer begrenzten Verwissenschaftlichung und wissenschaftlichen Supervision durch (1) den postmodernen Slogan des (falsch verstandenen) „anything goes“ (2) durch radikalen Konstruktivismus sowie (3) eine lückenlose Systemtheorie. Demgegenüber würde nach seiner Auffassung eine Entfaltung der Selbsterthematisierung wissenschaftlicher Innovationsprozesse drei Aporien überwindbar machen:

- (1) instrumentalistische „Finalisierung“ der Wissenschaften und ihre selbstzweckhafte Hypostasierung (extremes Beispiel Lyssenko),
- (2) zwischen umfassendem wissenschaftlichem Begründungsanspruch und faktisch immer wieder konstatierte Uneinholbarkeit der Evidenz einmal gewonnener Erkenntnisse (philosophische „Grundlegung“ versus autonome Kreativität der beteiligten Wissenschaftler),
- (3) zwischen objektiver Triftigkeit und subjektiver Nachvollziehbarkeit von Konzepten und Theorien (Humane Praktiken und Anschauungsweisen als Milieu „unanschaulicher“ und „unpraktischer“ Konzepte und Theorien und der Fortschritt, der doch in dieser Ablösung von humaner Kontinenz liegt) (Wolf 2000b,8f).

Im Ergebnis wird so aus seiner Sicht eine Relativierung der tief verankerten Differenz zwischen stark regelgeleiteter, routinierter „normal science“ und freier schöpferischer Tätigkeit in wissenschaftlichen Revolutionen möglich.

7. Schlussbemerkung

Im Blick auf die hier problematisierte Debatte über die „Wissensgesellschaft“ könnte man nun sagen: Dies ist zunächst einmal deren wirklich bedeutsamer Kern. Das Neue, was sie reflektiert, ist eine wirkliche Chance dazu, dass WissenschaftlerInnen, und gerade auch NaturwissenschaftlerInnen, angesichts der

Kontextabhängigkeit und Relativität ihrer wissenschaftlichen Erkenntnisse - die mit dem wirklichen Fortschritt (!) der Wissenschaften im Zeichen einer biokybernetischen Fraktalität und darüber einer Präzisierung und Festigung des erkenntnistheoretischen Kerns der Wissenschaften, und nicht seiner vermeintlichen Entleerung, zusammenhängen - sich zu dem, was sie als spezialisierte Wissenschaftler tun, allgemein reflektierter und verantwortlicher in der Gesellschaft verhalten können, weil die frühere Wissenschaftsgläubigkeit obsolet wird und weil ihnen ihre je spezifische wissenschaftliche Arbeit dazu bestimmte „Erkenntniswerkzeuge“ liefert.

Im scharfen Gegensatz zu der von H. Nowotny u.a. vertretenen These der Entleerung des epistemologischen Kerns der Wissenschaften ist mit F. O. Wolf darauf zu bestehen, dass gerade mit ihrem Fortschritt im Zeichen der von ihm so genannten bioinformatischen Fraktalität - und allerdings dem Ende von Wissenschaftsgläubigkeit – gegen die Alltagserfahrung der Menschen mit wachsender Unsicherheit und erschütterter vormals *vermeintlich* „*felsenfester Totalitäten*“ und angesichts fehlender „*Kenntnis ihrer Zukunft und ohne Zuversicht*“ (Bauman) neue Chancen entstehen. Will man sie nutzen, ist man, darin wäre Nowotny u.a., zuzustimmen, auf den öffentlichen Raum auf die *agora*, verwiesen.

Wenn sich aber die Vielen, unter Einschluss der modernen Wissensarbeiter, entsprechend diesen Herausforderungen und auch neuen Möglichkeiten verhalten wollen, sehen sie sich sehr schnell mit all jenen Interessen und institutionell befestigten Mächten, Denkweisen, Vorurteilen usw. konfrontiert, die unsere alte industrielle Arbeitsgesellschaft hervorgebracht hat. Gesellschaftspolitisches Handeln, das da in der heute eingetretenen Lage eines tiefen Epochenbruchs eben dieser Arbeitsgesellschaft (Martens u.a. 2001, Scholz u.a. 2004, forum-neue-politik-der-arbeit.de) Perspektiven auf Befreiung neu eröffnen könnte, ist dann aber nur in Auseinandersetzung mit diesen Strukturen denkbar. Es müsste dazu gegen den abgeschmackten neoliberalen Freiheitsbegriff – der auf „Befreiung“ der Einzelnen von einer Bevormundung durch den Staat bzw. die institutionellen Strukturen des alten Sozialstaates der Industriegesellschaften setzt – sichtbar machen, dass „*Individuelle Freiheit (...) nur das Ergebnis gemeinsamer Anstrengungen sein (kann)*“ (Z. Bauman, 1999, 15)³⁵, und es ginge dann ernsthaft um die Frage, wie neue politische - und in einer Gesellschaft, die im-

³⁵ Und auch dies verweist uns, wie der Rückgriff auf die *agora* auf die Anfänge des abendländischen politischen Denkens in der *polis* zurück, denn mit H. Arendt können wir hier feststellen: „Der Einzelne in seiner Vereinzelung ist niemals frei; er kann es nur werden, wenn er den Boden der *polis* betritt und auf ihm agiert. Bevor die Freiheit eine Art Auszeichnung eines Menschen oder eines Menschentypus wird – etwa des Griechen gegen den Barbaren -, ist sie ein Attribut für eine bestimmte Form der Organisation der Menschen untereinander und nichts sonst“ (Arendt 1993, 99).

mer noch Arbeitsgesellschaft ist dann eben auch arbeitspolitische - Räume konstituiert sein müssen, die wirkliche Freiheit für die Vielen sichern können.

Für das hierfür erforderliche Zusammenhandeln der Vielen mögen die vielberufenen Wissensarbeiter besonders bedeutsam sein, es kann aber – wenn mit dem seit der amerikanischen Revolution proklamierten Freiheitsanspruch für alle ernst gemacht werden soll - nicht auf sie beschränkt gedacht werden. Es geht um vielfältige strategische Wissensallianzen, die im Zusammenwirken unterschiedlichster Menschen und gesellschaftlicher Akteure zustande kommen können, mit ihren Bezügen zu Organisationen und Institutionen in den verschiedenen gesellschaftlichen Teilsystemen von Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur, Recht und Politik – und es geht für Gesellschaftswissenschaftler darum, in Bezug auf dieses Handlungsfeld, das die vereinseitigende und verzerrende Fokussierung des Konzepts der vermeintlichen „Wissensgesellschaft“ erheblich überschreitet, orientierende Vorschläge und Angebote für Diskurse zwischen WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen zu machen.

Literatur:

- Aglietta, M. (2000): Ein neues Akkumulationsregime. Die Regulationstheorie auf dem Prüfstand, Hamburg
- Arendt, H. (1993): Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass. (Hgg. von U. Ludz) , München-Zürich
- Arendt, H. (2003): Denktagebuch (Hgg. v. U. Ludz und I. Nordmann), 2 Bände, Zürich
- Baecker, D. (2003): Theorie und Praxis des Nichtwissens. Beitrag zum Workshop „Neue Formen sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion in der Wissensgesellschaft“, Sozialforschungsstelle Dortmund , 13.- 14. Juni 2003
- Bauman, Z. (1999): Die Krise der Politik. Fluch und Chance einer neuen Öffentlichkeit, Hamburg
- Bauman, Z. (2003): Flüchtige Moderne, Frankfurt am Main
- BdWiHome/Forum Wissenschaft (2004): Neue Weltordnung, Neue Kriege. Globalisierung, Imperialismus und Empire, www.bdwi.de/forum/fwl-04-25.htm
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft, Frankfurt/Main
- Beck, U. (1993): Die Erfindung des Politischen, Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung. Frankfurt/Main
- Beck, U.; Bonß, W. (1989) Verwissenschaftlichung ohne Aufklärung? Zum Strukturwandel von Wissenschaft und Praxis, in: Dies. (Hg.): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung. Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens, Frankfurt/Main
- Bell, D. (1975): Die nachindustrielle Gesellschaft, Neuausgabe 1996, Frankfurt/New York
- Böschen, S.; Schulz-Schaeffer, I. (Hg.) (2003)Wissenschaft in der Wissensgesellschaft, Wiesbaden
- Bourdieu, P. (u.a.) (1997): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz

- Castel, R. (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, Konstanz
- Feyerabend, P. (1980): Erkenntnis für freie Menschen, Frankfurt/Main
- Franz, H.-W.; Howaldt, J.; Jacobsen, H.; Kopp, R. (2003) (Hg.): Forschen, lernen, beraten. Der Wandel von Wissensproduktion und -transfer in den Sozialwissenschaften, Berlin
- Franz, H.-W. (2003): Modus 2 in der sozialwissenschaftlichen Arbeitsforschung. Das Beispiel der Sozialforschungsstelle Dortmund, in: Franz, H.-W. u.a. (a.a.O.), S.
- Franz, H.-W. (2004): Praxissoziologie als Betrieb. Beispiel Sozialforschungsstelle Dortmund, in: Journal Praxis, Jahrgang 2 Heft 1, S. 9 – 10
- Gärtner, P. (2004): Globalisierung als Epochenbruch?, www.linxxnet.de/archiv/htext2.htm
- Gibbons, M.; Limoges, C.; Nowotny, H.; Schwartzmann, S.D.; Scott, P.; Trow, M. (1994): The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies, London
- Giddens, A. (2000): Die moderne Gesellschaft, in: Pongs, A. (Hg.) (1999): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich, Band 2, S. 53-77
- Habermas, J. (2004): Die Freiheit, die wir meinen. Wie Philosophie auf die Herausforderungen der Hirnforschung antworten kann. (Gekürzte Fassung der Dankesrede anlässlich der Verleihung des Kyoto-Preises, in: Tagesspiegel, 14.11. 2004
- Husserl, E. (1962): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie. Husserliana Bd. VI, 2. Auflage, Den Haag
- Jürgens, U. (2003): Industrielle Entwicklungsdynamik und Wissen, Vortrag auf dem Workshop „Wissenspolitik und Arbeitspolitik – Bausteine für einen neuen Gesellschaftsvertrag“, Forum Neue Politik der Arbeit, Dortmund, 26. und 27. September 2003 (Mitschrift)
- Knorr-Cetina, K. (2000): Die Wissensgesellschaft, in: Pongs, A. (Hg.) (2000) a.a.O., S. 149 - 170
- Kreibich, R. (1997): Wissenschaftsgesellschaft. Entwicklung und Zukunft der Wissensgesellschaft, Gelsenkirchen
- Kühl, S. (2004): Von der Krise, dem Elend und dem Ende der Arbeits- und Industriesoziologie, in: Soziologie, Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Jg. 33, Heft 2, 2004, S.7-16
- Lipietz, A. (1993): Towards a New Economic Order. Postfordism, Ecology and Democracy, Cambridge
- Lepsius, M. Rainer (2003), „Die Soziologie ist in einer Dauerkrise.“ Gespräch mit Georg Vobruba“, in: Soziologie, Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 32.Jg. Heft 3, S.20-30.
- Martens, H. (2003a): Die institutionell verfasste Arbeitsgesellschaft im Epochenbruch und die Rolle der Sozialwissenschaften, in: Dörre, K.; Röttger, B. (Hg.): Das neue Marktregime, Hamburg
- Martens, H. (2003b): Neue Formen sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion in der „Wissensgesellschaft“ und der Nützlichkeits- und Wahrheitsbezug der Wissenschaften, in: Katenkamp, O.; Peter, G. (Hg.): Die Praxis des Wissensmanagements, S. 196 - 223
- Maurer, A. (2004): Elend und Ende der Arbeits- und Industriesoziologie? Einige Anmerkungen zu Erkenntnisprogrammen, Theorietraditionen und Bundestrich-Soziologien, in: Soziologie, Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 33. Jg.; Heft 4, 2004, S. 7-19
- Müller, A. (2004): 40 Denkfehler, Mythen und Legenden, mit denen Politik und Wirtschaft Deutschland ruinieren, München

- Nowotny, H.; Scott, P.; Gibbons, M. (1999) Re-Thinking Science. Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty, Cambridge
- Paust-Lassen, P. (2004): Ein Zusammenfassender Bericht, in: Scholz, D.; Glawe, H.; Martens, H.; Paust-Lassen, P.; Peter, G.; Wolf, F.O. (Hg.): Arbeit in der neuen Zeit. Regulierung der Ökonomie, Gestaltung der Technik, Politik der Arbeit. Ein Tagungsband, Münster, S. 257 - 311
- Peter, G. (2003): Wissen Managen. Von der Wahrheitsfindung zur Ressourcenorientierung? Eine Einführung in die allgemeine Problemstellung, in: Katzenkamp, O.; Peter, G. (Hg.): Die Praxis des Wissensmanagements. Aktuelle Konzepte und Befunde in Wirtschaft und Wissenschaft, Münster, S. 5 - 14
- Pongs, A. (Hg.) (1999 und 2000): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? , München (2 Bände)
- Reichertz, J. (1999): Über das Problem der Gültigkeit von qualitativer Sozialforschung, in: Hitzler, R.; Reichertz, J.; Schröer, N. (Hg.) Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation, Konstanz
- Rehberg, S. (1994): Institutionen als symbolische Ordnungen. Leitfragen und Grundkategorien zur Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen, in: Göhler, G. (Hg.): Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie. Baden-Baden, S. 47-84
- Schick, H. (2002): Theorieprobleme des Wissensmanagements, in: Zeitschrift für Personalforschung, 16. Jg., H3, S. 433 – 458
- Scholz, D.; Glawe, H.; Martens, H.; Paust-Lassen, P.; Peter, G.; Wolf, F.O. (2004) (Hg.): Arbeit in der neuen Zeit. Regulierung der Ökonomie, Gestaltung der Technik, Politik der Arbeit. Ein Tagungsband, Münster
- Schumann, M. (2002): Das Ende der kritischen Industriesoziologie? Leviathan, 4/2002, S. 235 - 244
- Schütz, A. (1972): Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt, in: Ders: Gesammelte Aufsätze II , Studien zur soziologischen Theorie, Den Haag, S. 22 - 50
- Ullrich, O. (1981) Technik und Herrschaft, Frankfurt/Main
- Wallerstein, I. (1996): Die Sozialwissenschaften öffnen. Ein Bericht der Glubekain Kommission zur Neustrukturierung der Sozialwissenschaften, Frankfurt-New York
- Wiesenthal, H. (1998): Globalisierung als Epochenbruch – Maximaldimensionen eines Nichtnullsummenspiels (Überarbeitete Fassung, Mai 1998)
- Willke, H. (1995): Systemtheorie III: Steuerungstheorie, Stuttgart-Jena
- Willke, H. (1999): Die Wissensgesellschaft „Wissen ist der Schlüssel zur Gesellschaft“, in: Pongs, A. (Hg.): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich, Band I, München, S. 259 – 279
- Wolf, F. O. (2001): „Selberausbeutung“ im Übergang wohin? – Überlegungen zur ‚Neuen Arbeit‘ im Hinblick auf ihre gesellschaftlichen Gestaltungsmöglichkeiten, in: Martens, H.; Peter, G.; Wolf, F.O. (2001): Zwischen Selbstbestimmung und Selbstaubeutung. Gesellschaftlicher Umbruch und Neue Arbeit, Frankfurt/New York, S. 211-242
- Wolf, F.O. (2002a): Primäre und sekundäre Wissenspolitik – zur Ausarbeitung einer Unterscheidung, Manuskript
- Wolf, F. O. (2002b): Primäre Wissenschaftspolitik, Manuskript